

"Ich halt, der Teufel habe itzt Fastnacht..."

Autor(en): **Bebermeyer, Renate**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1983)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421361>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Ich halt, der Teufel habe itzt Fastnacht ...“

Von Dr. Renate Bebermeyer

Die sog. närrische Zeit ist wieder (seit 11. 11., 11.11 Uhr) über uns hereingebrochen und zeigt ihr buntschillerndes Flickerlsgewand: zusammengestückelt aus Brauchtum, Pseudobrauchtümelei, Pappnasen-Ausgelassenheit, Schunkel- und Maskenball-Seligkeit, drapiert mit konsumgelenkten Show-Effekten. Hinter diesem wirren Gewebse zeigt noch immer, schattenbildgleich, die übergroße lenkende Hand kirchlicher Tradition ihre klaren Konturen. Je protestantischer die Gegend, desto muffliger der Narr: noch sind die Spuren des tiefeingegrabenen und den „gemeinen Mann“ erneut religions-entmündigenden Gesetzes „cuius regio, eius religio“ nicht verwischt. Luther müßte der „Fastnachts-Muffel“ schlechthin gewesen sein — er war es auf polemisch-streitbare, eigenwüchsig-typische Weise.

Die Begriffe „Fastnacht“, „Larve“ und ihre kompositionalen Trabanten schneidet er auf holzschnitthaftes Format, macht sie, wie viele ihrer Verbalkollegen zu kämpferisch-reformatorischen Instrumenten. Luthers Fastnachtspolemik ist doppelgesichtig: sie richtet sich einmal gegen jedes Fastnachtstreiben, ist es doch von der Papstkirche toleriert und institutionalisiert und somit gewissermaßen Teil der katholischen Tradition. Zum andern nutzt er die Begriffe zu wirkungsstarkem polemischem Vergleich, mit dem *das* Papsttum (generell und in allen Einzelzügen) in die Welt des bösen, frömmelnden Scheins versetzt wird.

Dem lutherisch Belehrbaren zeigen diese „Wörter-Schwerter“ ihre ungefährliche Vergleichsseite, dem Gegner die geschärfte Seite schneidender Polemik und blitzenden Spotts.

Wie kein sprichwörtliches Unglück allein kommt, so ist bei Luther kein Schmähittel, kein ironischer Übername, keine Anklagevokabel eine einsame, isolierte Größe. So sind auch die „Fastnachts“-Begriffe mittelbar und unmittelbar mit anderen, derselben Funktion dienenden Wörtern enger oder lockerer verbunden: Verknüpfungen, Wortketten, die sich immer wieder neu ordnen und stets neue, andere Assoziationskreise ziehen.

„Larve“: ein damals alltagsvertrautes Sachwort, das gezielt zum Sinnbild hinterlistiger Täuschung, zum Abbild trug- und lügenreichen Scheins stilisiert wird. Personen, Institutionen, Lehrmeinungen des Papsttums werden mit der Larve verglichen, zur Larve degradiert: sie sind „Larven und gespenste (= Gespinste) unchristlichen Wesens“; der Papst selbst ist *die* „römische Larve“, *die* „Bapstlarve“ schlechthin. Ihm stehen die „Bischofslarven“, die „Pfaffenlarven“ zur Seite: alle die „Frömmichen“ (= Frömm-

ler), die ihr Mäntelchen nach dem römischen Wind hängen, die das „Gaukelspiel“, die „Mummerei“, die „Alfentzerey“ mitmachen, die im „teufelharten“, „durchbösten“ „Larvenspiel“ der Kirche als Rollenträger mitspielen. Und der Teufel hilft „seinen larven“, er, der „larvenspiel und spott“ besonders gerne unter der „Engelslarve“ treibt.

„Fastnachtslarve“, die kompakte Verbindung von auch sachlich eng Zusammengehörendem, gerät unter des Reformators bedeutungsmodellierender Feder zur klassischen Steigerung des Larvenbegriffs. „Wie die knaben jnn einem spiel Koenige, Jungfrauen und andere person und Larven machen“, treten die „Papisten“ nur in Verkleidung auf. Kurz: sie sind nicht das, was sie zu sein vorgeben. In diesem Gespinnst von Täuschung und Schein versucht man gar, Gott „für ein Narren“ zu halten, hält man auch „klare spruch Christi szo gar fur fastnachts larven“. Auf recht symptomatische Weise heißt es von Emser, er laufe „ynn der fastnachts larven der zeyt“ — heute würde man das „Trend“ oder „Zeitgeist“ nennen. Die „Zeit“, die „Welt“, das „Papsttum“ — ein Larvenspiel, dem Luther ein Ende bereiten will: es gilt, dem Papst die „fastnachts larven abzuziehen“, die vielgesichtige Larve, die da heißt „Ablaß“, „Messe“.

Wo die Larve ihre Wirkung entfaltet, hat auch die „Fastnacht“ ihre expressive Funktion: auch sie transportiert massive und herbe Kritik an der „etablierten“ Kirche und ihren Vertretern, an ihrer Lehre, an der ganzen „päpstischen“, „antichristischen Grundsuppe“ (= Hefe, Bodensatz) — und an den „evangelischen“ Abweichlern. Dabei wird das Moment des Lächerlichen und Abwertenden auf wirksame Weise betont.

Das Papsttum hat sich einen Himmel ‚zurechtgebastelt‘, der dem Leintuchhimmel gleicht, den die „Gaukler“ in der Fastnacht bauen; Karlstadt gaukelt wie die Narren in der Fastnacht und macht aus dem Abendmahl „eine kirchwey odder fastnacht“. Emser kann das wirksame Schwert der Tradition „fur fastnacht nicht finden“. Daß drei Päpste, viele Kardinäle, Könige, Fürsten, Bischöfe gerne Luthers Henker wären, ist ihm eine „freudreiche fastnacht“: sind doch „so viele gelerte larven und narren“ dabei. Das „Menschenwort“ ist maskiert, ist Fastnachtsgeschwätz — im krassen Gegensatz zum Wort Gottes: „unßer herre Gott redt nit uff die faßnacht“.

Die Komposita zielen in dieselbe kritisch-brandmarkende, ironische Richtung. Das Papsttum behandelt Gottes Wort, „alß were es fastnacht schimpff“ oder „fastnacht gelächter“; der geistliche Stand ist seines „schendlichen lebens“, seiner verführerischen Lehre wegen so verachtet, daß „die kinder auff der gassen ein fastnacht spiel drauß machen“; Emsers Treiben ist reines

Fastnachtsspiel; der Papst und seine Anhänger sind als „Lügner“ erkannt: so „ist fast lecherlich und ein fein Fasnachtspiel, daß sie noch jmer fort jnn der selben Larven daher faren und meinen, man kenne sie nicht“.

Alle Scheingrößen, alle „Popanze“ sind „Fastnachtsbutzen“, denen nur „Fastnachtsruhm“ anklebt und anhaftet. Und weil die Papstbischöfe nur „Fastnachtsbischöfe“ sind, vermögen sie keine „rechten Pfaffen“, lediglich „Scheinpaffen“, „Fastnachtspfaffen“ zu weihen. Ihr aller Tun ist „Gaukelwerk“, ist ein Gewirr aus Schein, Perfidie, Anmaßung; was sie weihen, ist „Fastnachtsweihe“, der das Stigma anhaftet, vor Gott nicht zu gelten.

„Larve“ und „Fastnacht“ gehören zusammen, ergänzen einander, können einander wirksam vertreten; die markante Schelt- und Schimpfwortgleichung: Bischofslarve = Fastnachtsbischof spricht für sich und für Luthers nimmermüden eifrig-eifernden Schlagworteinsatz. Und hinter allem schwingt ein Umfeld voll verdichteter Ausdruckskraft:

„Larve“ verbindet sich inhaltlich und syntaktisch mit dem (u. a.) den „vermummten Teufel“ benennenden „Butze“; „Larve“ steht wie zufällig in syntaktischer Reihung mit „Kappe“ (= Tarnkappe), und da Luther die Kappe des Mönchs zum verbalen Popanz erhoben hat, springen von einer Kappe zur andern boshaft-assoziative Signale, die sich in der Fantasie der Hörer/Leser bündeln; und die „Nebekappe“, die „Höllenkappe“ tun ein übriges: eine wahre Kappen-Antisymphonie.

Die „Faßnacht larven und putzen“, die „butzmennischen Larven“ und ihre Narr-, Gaukler-, Götzenbegleiter malen gleichsam den Teufel an die Wand der Zeit — und in der „larva diaboli“, der „Teufelslarve“, tritt er und sein endchristisches Begleitheer uns dann unverhüllt entgegen. Dies ist der Werkstoff, aus dem die starre luther-orthodoxe Erbauungsliteratur ein Jahrhundert später den moral-didaktischen „Fastnachtsteufel“ modelt (Heinrich Lubbertus, „Faaß-Nachts-Teuffel...“, Lübeck, 1673).

Fastnacht und *Larve* sind kleine, aber festgewirkte, enggeflochene Maschen im großen Gewirke Lutherschen Sprachhandelns, dessen Grundmuster die vergleichende Verwendung allgemeinverständlicher, alltagsüblicher Begriffe ist*, mit deren Hilfe sich

* Luthers Stärke liegt nicht im Bereiche der Wortneuschöpfung: er ist ein begabter und geschickter Bedeutungsneu- und -ummodellierer. Von den hier angeführten (und z. T. im Grimmschen Wörterbuch fehlenden) Begriffen, sind wohl Fastnachtsbischof, -paffe, -weihe, -ruhm, Papst-, Bischofs- und Teufelslarve Eigenprägungen (sie fehlen fast alle bei Grimm); eine Reihe anderer dokumentiert Grimm erst *nach* Luther: Fastnachtsbutze, -larve, -spiel, ohne daß man sie deshalb ohne weiteres Luther zuschreiben dürfte; bei Fastnachtsgelächter und -schimpf handelt es sich kaum um Luther-Schöpfungen; Grimm verzeichnet sie nicht.

besondere Explosivkraft erreichen läßt — nach dem Motto: je banaler und selbstverständlicher das Alltagsbild, desto angreifender polemischer die Aussage. Sie gehören in die Reihe der „klaren“, „dürren“, nicht „deutelduerfftigen“ Wörtersummierungen, die sagen, „was Sache ist“, und alles in ihren Negativstrudel ziehen, das Fastnachtstreiben selbst, und alles, was er in den Fastnacht-Larven-Vergleichsrahmen zwängt.

Luther macht das zeitlich und örtlich begrenzte Rollen- und Verkleidungsspiel der Fastnacht, macht das zeitlose kindliche „Verstellungsspiel“ („des kinderspiels larven“) zum Abbild des aktuellen reformatorischen Kampfes des einen gegen alle. Macht es darüber hinaus zugleich zum „ewigen“, allgegenwärtigen, kämpferisch-harten Rollenspiel des Lebens schlechthin, in dem niemand weiß, was hinter der glatten Maske des anderen steckt, in dem es gilt, sich auf die ent-larvende Suche zu machen, auf den lebenslangen Weg der Suche nach dem boshaften Sein.

Die „Mundartwelle“ und unser „erschreckender Mangel an Urbanität“

Eine noch immer schwer zu deutende, aller Voraussicht nach aber ziemlich folgeschwere sprachliche Erscheinung erhält jetzt immer deutlichere Konturen: Etwa seit Mitte der sechziger Jahre wälzt sich eine neue „Mundartwelle“ durch die deutsche Schweiz. In aller Heimlichkeit hat sie die Dämme und Demarkationslinien unterspült und angenagt, welche die beiden Formen unserer deutschen Muttersprache — die Mundart *und* das Hochdeutsche — bis vor Jahren in einem sinnvollen, wenn auch stets labilen Gleichgewicht zu halten suchten. In beängstigend kurzer Zeit ist die Welle nun zu einer Flut angeschwollen, welche alle Schranken zu sprengen und mit sich fortzureißen droht. Betroffen ist in erster Linie das gesprochene Hochdeutsch in den Schulen aller Stufen, in den Parlamenten, in Radio und Fernsehen und in zunehmendem Maße auch in den Kirchen.

Die Hochsprache ist in der deutschen Schweiz wie vielleicht nie zuvor in unserem Jahrhundert in akuter Gefahr, zur reinen Schrift- und Lesesprache abzusinken. Das einfältige, von der Sprachwissenschaft seinerzeit mit überzeugenden Argumenten in die Schranken gewiesene Gerede von der angeblichen „Fremdsprache“ namens Hochdeutsch steht — und zwar gerade auch bei Schulgebildeten aller Stufen — zurzeit nicht nur höher im Kurs